

Journalistisches Schreiben III: Mischformen

von Nicole Bracker, Ph. D., promovierte Sprachwissenschaftlerin

Der Deutsche Fachjournalisten-Verband e. V. stellt im „Fachjournalist“ Auszüge aus seinen praxisnahen Lehrtexten vor. Das Thema der vorliegenden ersten Reihe ist das journalistische Schreiben: Zum einen sollten die unterschiedlichen journalistischen Textsorten nach Formen und Funktionen vorgestellt werden. Zum anderen gilt es, die Herstellung solcher Texte zu üben. Der Lehrtext ist durch eine direkte Ansprache des Lesers gekennzeichnet, um ein optimales didaktisches Klima zu schaffen.

In den vorletzten beiden Ausgabe wurden die tatsachenbetonten / informationsbetonten Darstellungsformen sowie die meinungsbetonten Formen (Kommentar, Leitartikel, Rezension / Kritik und Glosse) dargestellt. In dieser Ausgabe geht es um die Mischformen: Reportage und Feature.

Lernziel:

Nachdem Sie dieses Kapitel durchgearbeitet haben, sollten Sie gelernt haben wodurch sich journalistische Mischformen auszeichnen.

In diesem Abschnitt sollen die interpretierenden journalistischen Stile Reportage und Feature thematisiert werden. Sie zeigen, dass neben handwerklichen Regeln der Textherstellung auch ein „creative-writing“ im engeren Sinn über die Qualität journalistischer Arbeiten entscheidet. Reportage und Feature sind sogenannte „Mischformen“, denn sie enthalten sowohl tatsachenorientierte als auch meinungsbetonte Elemente.

3.1. Reportage

Die Reportage ist eines der markantesten Mittel der Publizistik. Sie ist die größtmögliche journalistische Darstellungsform. Ihr Hauptunterschied zu anderen journalistischen Darstellungsformen liegt in der relativen Emotionalität: Es werden die Gefühle des Rezipienten angesprochen, um eine Teilhabe des Lesers zu erreichen. Die Reportage ist für alle Themenbereiche geeignet. Sie stellt ein komplexes Problemthema unter allen Aspekten dar und beleuchtet vor allem das Menschliche, die Hintergründe und Randgeschehnisse eines Ereignisses.

Die Reportage - auch als „Erlebnisbericht“ bezeichnet - gründet genuin auf der Augenzeugenschaft und dem Au-

genzeugenbericht, der vor Ort aus der unmittelbaren Situation und Atmosphäre heraus produziert wird. Formuliert wird die Reportage aus dem Augenblick des Erlebens des Reporters, der eine bestimmte Perspektive einnimmt und authentische Informationen an den Leser aus erster Hand weitergibt. Gekennzeichnet ist die Reportage durch Nähe zur objektiven und dokumentarisch nachprüfaren Wirklichkeit und leidenschaftslose sachliche Schilderung des Details. Im Idealfall ist sie ohne einseitige Tendenz, allenfalls aus der Perspektive des Berichters, in der Praxis ist sie jedoch vielfach ein persönlich engagiertes Beispiel von Parteilichkeit, die auch in der Auswahl der authentischen Dokumente hervortritt. Die Reportage enthält nicht nur Fakten, sondern auch Eindrücke des Reporters, die er dem Leser näher bringen will. Der Leser erlebt gleichsam das Geschehen in unmittelbarer zeitlicher und räumlicher Nähe mit. Der Leser oder Hörer sieht die Dinge mit den Augen des Reporters. Die Reportage sollte trotz der subjektiven Eindrücke gut recherchiert sein. Genaue Ortsangaben, Detailbeobachtungen, Stimmungs- und Emotionskundgaben, konkrete Anschaulichkeit und auf sprachlicher Ebene das aktualisierende Präsens bestimmen die Geschehensübermittlung. Der Informationsgehalt der Reportage liegt eher im „Kolorit“ (eigentlich „Farbgebung“), in der genauen und sprachlich wirkungsvollen Wiedergabe von Beobachtungen und Eindrücken. Sie informiert sozusagen den

Leser über das Umfeld des Geschehens. Der Autor kann sich ruhig selbst als Augenzeuge oder sogar als Beteiligter in die Story mit einbringen. Zumindest sollte er den Leser glauben machen, dass er „dabei gewesen“ sei. Die Reportage ist keine Schreibtischarbeit! Der Reporter braucht alle seine Sinne: Sehen, Hören, Fühlen, Riechen und Schmecken. Menschlichkeit, Bildlichkeit und Ausdruck der persönlichen Meinung des Reporters erfordern seine Anwesenheit am Ort des Geschehens. Die Reportage möchte fesseln, aber auch informieren. Sie lässt den Leser an dem Ereignis teilhaben. Der Reporter setzt seine Augen, seine Sinne für uns ein, erfasst die Stimmung, hört Augenzeugen, trägt das Gefühlte und Gehörte sprachlich so zusammen, dass der Leser den Eindruck gewinnt, er sei selbst dabei gewesen. Das eigene Erleben ist kaum allein durch Phantasie und Einfühlungsvermögen zu ersetzen. Dabei darf die Reportage ruhig persönlich gefärbt sein, jedoch muss sie als „Informationsträger“ genau wie die sachliche Mitteilung auf eine eigene Meinung oder gar Wertung verzichten. Die Reportage behält ihrem Wesen und ihrer Funktion nach doch den Charakter einer Information. Die Sprache sollte daher bei aller Anschaulichkeit und Lebendigkeit eher knapp sein, die Sätze kurz.

Die Reportage hat keine so strenge Gliederung wie die Formen der sachlichen Mitteilung. Im Gegensatz zur Nachricht gibt es für die Reportage

keine allgemeine Rezeptur. Eine Reportage kann über jedes Thema geschrieben werden, und jedes Thema erfordert eine gesonderte Behandlung. Dennoch lassen sich einige allgemeine Merkmale nennen. Karl Rüdiger Durth bezeichnet in seiner „Praktischen Zeitungslehre“ die Reportage als „Welt im Brennglas“. Dieses Bild beleuchtet auf zweifache Weise das Wesen der Reportage. Sie wählt einen Teilausschnitt der Wirklichkeit aus und betrachtet ihn genau. Wir halten über einen Bereich unseres Lebens ein Vergrößerungsglas. Dieses Bild zeigt aber auch die Art, wie eine Reportage geschrieben werden soll. Es werden nicht nur Ausschnitte vergrößert, sondern auch innerhalb des Ausschnittes besondere Ereignisse betont und ganz besonders anschaulich hervorgehoben, in den Brennpunkt gestellt. So finden sich in Reportagen allgemeine Informationen, die beispielsweise Hintergründe beleuchten, die Vorgeschichte erzählen oder einfach Zahlen, Daten, Fakten nennen, die aber stets an genau beobachtbaren Tatsachen auf den Punkt gebracht werden. In einer Reportage wechseln demnach Informationen auf einer abstrakteren Ebene mit Informationen auf einer Erfahrungsebene einander ab. Bei der Themenwahl gilt es, große Themen klein zu beginnen. Größere Themen erschließen sich oft recht gut durch Quereinsteige, die über Nebensächlichkeiten sich dem Großen nähern.

Wenn ein dramatisches Geschehen geschildert wird, folgt die Reportage einer zeitlich geordneten Reihenfolge. Da sie jedoch von der Anschaulichkeit lebt, sollte als wichtigstes Gestaltungsprinzip beachtet werden: Immer vom konkreten, besonderen, einzelnen ausgehen und dann, wenn nötig, verallgemeinern!

Die Reportage muss einen roten Faden enthalten, der sich sinnvoll vom Anfang bis zum Ende durchzieht.

Es empfiehlt sich, übergenu zu sein. Achten Sie darauf, dass jeder Gedankenschritt logisch und folgerichtig entwickelt ist und in einem klaren Zusammenhang mit dem Vorangehenden steht. Überflüssiges können Sie immer noch streichen. Jeder Abschnitt bildet eine Sinneinheit. Der ideale Einstieg schlägt einen

Spannungsbogen zum Schluss. Er darf also nicht zu kompliziert sein und informiert über das Wesentliche (die W-Fragen) knapp. Im Mittelteil lösen erzählende und informierende Teile einander ab. Bauen Sie die Informationen dabei unaufdringlich an passenden Stellen ein! Der Mittelteil ist zum einen die Erzählebene, auf der die Story logisch und sinnvoll geschildert wird. Zum anderem ist der Mittelteil die Informationsebene. Hier werden die Hintergründe und die Stimmung beschrieben. Der Schluss nimmt Gedanken des Anfangs auf, löst eine Spannung, eine Schwierigkeit auf.

Das herausragende Merkmal der Reportage ist Lebendigkeit. Durch die Sprache muss es Ihnen gelingen, den Leser zu fesseln. In ihr muss sich die ganze Bewegung und Dramatik des Geschehens spiegeln. Wodurch, mit welchen stilistischen Mitteln, erreicht man das?

Ein wichtiges Mittel ist das Spiel mit Wechseln.

Der Wechsel gibt der Reportage Leben. Bauen Sie mehrere Personen in die Reportage ein und wechseln Sie zwischen ihnen. Sie können auch die Erzählerperspektive variieren (mal als Betroffener/mal als Zuschauer). Genaue, möglichst direkte Zitate von Zeugen oder Betroffenen sind von unschätzbarem Wert, denn sie geben der Reportage den Eindruck der Unmittelbarkeit, des „Dabei-Gewesenseins“, und zeugen zugleich von der Redlichkeit der Informationsabsicht. Zitate sollten dennoch sparsam verwendet werden und nur dann, wenn sie etwas aussagen, was sonst nicht so gut ausgedrückt werden kann, z.B. Mundartliches. Wechseln Sie die Perspektive (konkrete Einzelheiten wechseln sich mit allgemeinen Zuständen ab). Auch ein Wechsel der Zeitebenen (heute/früher) wäre denkbar, um Abwechslung zu erzeugen. Ebenso sind Ortswechsel und Wechsel in den formalen Mitteln (Erlebnisbericht, Stimmungsschilderung, Zitat, Dokumentation etc.) möglich. Den Erzählgang unterbrechen Beschreibungen, Schilderungen, Interviews, versteckte Kommentare in Form von Augenzeugenberichten. Der eigenen Phantasie sind hierbei keine Grenzen gesetzt. Wichtig ist nur, stets anschaulich konkret zu bleiben. Im Bereich der

sprachlichen Gestaltung sollten Sie einige wichtige Grundsätze beachten: So nahe diese journalistische Stilform auch der Belletristik („schöngeistige Literatur“) kommt, behält sie ihrem Wesen und ihrer Funktion nach doch den Charakter einer Information. Die Sprache sollte bei aller Anschaulichkeit und Lebendigkeit eher knapp sein, die Sätze kurz. Der erste Satz ist bei der Reportage von elementarer Bedeutung. Er entscheidet, ob der Leser gepackt weiterliest oder gelangweilt weiterblättert. Den gelungenen Einstieg in die Reportage sollten Sie intensiv üben. Zitate geben der Reportage den Eindruck der Unmittelbarkeit, des „Dabei-Gewesenseins“ und zugleich von der Redlichkeit der Informationsabsicht. Das Aktiv macht die Reportage lebendig, durch das Passiv wird sie gelähmt. Das Präsens erzeugt mehr Spannung als die Vergangenheit, weil der Leser dadurch das Gefühl bekommt, direkt dabei zu sein („dramatisches Präsens“). Wenn Sie all dieses beachten, wird es Ihnen schon bald gelingen, Ihren Lesern komplizierte Themen anschaulich zu machen und ihnen eine packende Lektüre zu bieten. Da die Reportage umfangreicher als die anderen journalistischen Stilformen ist, sollten Sie auch an eine passende Illustration (Fotos und Graphiken) denken!

Im Mittelpunkt der Reportage steht der Mensch. Jedes Thema, jeden Stoff vom Menschen her erlebbar und nachvollziehbar zu machen, ist die Kunst der Reportage. Stilsicher und interessant schreibt nur der, der viel weiß. Das bedeutet, dass die gründliche Recherche im Mittelpunkt steht. Beim Recherchieren sollten Sie auch auf scheinbar nebensächliche Details achten. Für den Verfasser einer Reportage ist jede, auch noch so unscheinbare Beobachtung von größter Bedeutung, denn davon lebt diese journalistische Stilform. Als anspruchsvolle journalistische Darstellungsform erfordert die Reportage solide Vorarbeit, dramaturgische Überlegungen und sprachliche Anstrengung.

Eine Sonderform bildet die Sportreportage, besonders die Fußballreportage, die bei den Zuschauern in höchster Gunst steht. Der Reporter greift hier einen besonderen Aspekt des Spiels heraus, um einen relevanten und interessanten Beitrag herzu-

stellen.

Eigenen Text überprüfen

Aufbau:

- Stimmt der Aufbau?
- Ist ein roter Faden erkennbar?
- Bilden die Absätze eine Sinn-einheit?
- Stimmen Anfang und Schluss zusammen?

Inhalt:

- Kann ich streichen?
- Fehlen Informationen?
- Stimmen Fakten, Zahlen, Namen?

Sprache:

- Ist jeder Satz auf Anhieb verständlich?
- Schreiben Sie kurze Sätze,
- Jedes Fremdwort, jede Abkürzung in eigenen Worten erklären,
- Personennamen ganz nennen,
- Adjektive, Adverbien, Partizipien einsetzen, die zu Genauigkeit der Beobachtung beitragen,
- Wiederholen hilft zum Verdeutlichen,
- Schreiben Sie im Aktiv.

Beispiel

Alfreds Welt

von Andreas Wenderoth

„Die Zeit heilt alle Wunden – aber was, wenn die Zeit selbst die Krankheit ist?“

Peter Handke

Um vier Uhr früh, wenn die Straße noch schläft, steht er auf, weil die Schlaftabletten nicht mehr wirken. Im trüben Schein der Küchenlampe schmiert sich Alfred eine Scheibe von dem billigen Kaisers-Brot, das bei ihm immer genau neun Tage reicht, packt Tomate drauf und ein bisschen Zwiebelpulver. Dann schält er noch schnell die Kartoffeln fürs Mittagessen, um gegen 8.30 fertig zu sein für einen jener langen Tage am Fenster.

Seit 15 Jahren, seit Alfred Frührentner ist, schaut er aus dem kleinen Fenster Parterre auf seine Straße. Falckensteinstraße – das sind zwei Kilometer in Kreuzberg von der Oberbaumbrücke bis zum Görlitzer Park. Jede Menge Kneipen, zwei Tabakläden, eine Spielothek, ein

Bestattungsinstitut, der Ramschladen vom Araber, ein Puff und viele arbeitslose Türken, die mit tiefergelegten 3er BMWs durch die Straße heizen. Es gibt Drogen, soviel man will, und Pitbulls mehr als man möchte. Und die Gangs. Manchmal fallen Schüsse. Es gibt Löcher in Autos, wenn sie Spaß machen, und Löcher in Menschen wenn es ernst wird.

Auf Alfreds Unterarm kämpft ein Ritter mit einem Schwert gegen einen Drachen. Der Drache ist immer jemand anders, aber wenn Alfred am Fenster steht und ein wenig Ordnung in diese ungeordnete Welt bringt, ist zumindest die Sache mit dem Ritter geklärt. Niemand kann so zuhören wie er, niemand sonst hat hier die Zeit dazu. Wenn jemand ohne Führerschein fährt, Probleme mit der Sozialhilfe, dem Mann oder der Geliebten hat. Alfred weiß immer Bescheid. Im Umkreis von mindestens vier Blocks weiß er alles über jeden. Sie nennen ihn den „Bürgermeister“.

Seit ihn seine Frau vor acht Jahren verlassen hat, schaut er bis zu zehn Stunden täglich aus dem Fenster, das irgendwann einmal einen schmucken weißen Rahmen hatte. „Hier ist mein Platz.“ Von hier aus kann er, während er seine zwei Pakungen Golden American raucht, den Gang und die Gebärden der Menschen studieren, ihre Geschichten sammeln, und wenn ihm danach ist, und ihm ist oft danach, das eine oder andere Detail hinzufügen. Er kann verbreiten, dass die Wohnung vom Martin aus dem fünften Stock stinkt, obwohl er nie oben war. Und wo anders, wenn nicht von hier, kann er sich so wunderbar ärgern. Zum Beispiel über die „dummen Säue“, die immer rückwärts einparken. Es muss ja schließlich die Abgase einatmen.

Ein bisschen bedrohlich wirkt er, wie er da so auf der Fensterbank lehnt. Seitdem er 50 Kilo abgenommen hat, wiegt er nur noch 200 Pfund. Alfred ist 61, hat weiße sträh-nige Haare und trägt einen grauen Trainingsanzug, am rechten Handgelenk ein dickes Goldarmband mit seinem Namen, eine breite Goldkette mit einem Goldherzchen und eine goldene Uhr, die aussieht wie eine Rolex. Neben sich hat er einen gelben Eimer gestellt, der mit Wasser, Essig und Reinigungsmittel gefüllt ist. Da spuckt

er immer rein. Sein Arzt sagt, er soll's nicht schlucken, wegen der Bronchien.

Alfred's Herz ist zu groß und seine Gallensteine nicht klein genug. Seine Hüfte ist steif, beide Beine sind offen, die Halsschlagader fast zu. Die Jungs vom Fernsehtechniker, Parterre rechts, bringen ihm oft was aus der Apotheke mit. Auf dem Tisch mit der braunen Plastikdecke liegen die Insulin-Spritzen, Alfred's Bronchien Tropfen, drei Herztabletten, eine zum Pinkeln, was gegen Kopfschmerzen, Nitrospray, zwei Salben gegen das Jucken und zwölf bunte Kapseln. Außerdem hat Alfred immer ein Fünf-Mark-Stück im Portemonnaie, zum Draufdrücken, „falls wieder mal 'ne Krampfadere explodiert“.

„Hör mal Tesch, bestell deinem Sohn 'n schönen Gruß, ick hab die Schnauze voll“, brüllt Alfred auf die andere Straßenseite. Er brüllt sich gewissermaßen schon mal warm für den Tag. Die ersten Bekannten kommen gegen acht. Uwe und Klaus, die beiden Jungs aus der 16, die zur Schule müssen und denen er manchmal Gummibärchen oder zwei Mark für Fußballbilder schenkt. Die Ute aus der Görlitzer 45, die's mit dem Knie hat und ihm jeden Sonnabend die BZ und die schönen großen Schrippen vom Türken für 25 Pfennig mitbringt. Die Gerda, die eigentlich nur die Vertreterin vom Postboten ist, Renate mit Wirbelsäule und Gerlinde aus der 16, die Kindergärtnerin lernt und ab und zu ein Fläschchen Gemüsesaft durchs Fenster reicht. Und dann kommt der aus der 20 mit den vier Jungs. „Der ist 'ne freche Sau und schlägt auch noch seine Alte.“ Alfred grüßt freundlich rüber.

Vielleicht wäre er heute freundlich geblieben, hätte nicht in diesem Moment der Hund aus der 17 direkt vor seinem Fenster das Bein gehoben. „Der pisst hier nich mehr hin!“, tobt Alfred und haut ihm mit einem Rohrstock hinten drauf. Der Hund winselt, und Alfred sagt noch was von Bolzen, die er sich für seine Gaspistole kaufen wollte, als der Junge aus der 17, der am anderen Ende der Leine steht, sehr ruhig fragt: „Willst du noch lange leben?“

Ein Fenster ist strenggenommen eine Lichtöffnung, die auch zum

Lüften dient. Es trennt drinnen von draußen. Ein Fenster ist wie ein Fernseher ohne Strom oder eine Freikarte fürs Theater. Es ist Illusion und Wirklichkeit, ein Platz der Muße, der Freude und des Ärgers. Parterre vor allem des Ärgers.

„Alfred, der Arsch“, haben ihm welche auf die Wand gemalt, die ihn nicht so mögen. Deshalb liegt unter dem großen Kissen, auf das sich Alfred am Fenster stützt, immer die achtschüssige Gaspistole und ein aufgeklapptes Messer. Neulich waren vier Halbstarke vor seinem Fenster und haben Alfred ein bisschen provoziert. „Wat wollt ihr Penners?“ hat Alfred gesagt und unter das Kissen gelangt. „Die sind gerannt wie die Wilden.“ Bei dem „Bekloppten aus der 14“ funktioniert die Sache auch ganz gut. Der klopfte immer und fragte: „Alfred, was machst du da?“

„Ick mach dich gleich fertig“, hat Alfred letztesmal gesagt. „Wenn du noch mal kloppen tust, jag ick dir 'ne Kugel in'n Schädel.“ Der aus der 14 ist kreideweiß geworden. Seitdem macht er immer einen großen Bogen. Wie Frau Winterfeld aus der 16, die wechselt auch immer den Bürgersteig.

Gerlinde war ja anfangs auch sehr skeptisch. Als die Erzieherin vor sieben Jahren in der 16 einzog und mit ihrem Freund die Möbel aus dem Auto holte, beobachtete Alfred mit kalten Augen stumm jeden Schritt. Gerlinde hat ihn nicht begrüßt, weil sie sich ein „bisschen vor ihm ekelte“. Bis zu dem Tag, als die Sache mit dem Auto passierte. Ihr Freund hatte beim Ausparken einen Wagen leicht berührt. Da nichts zu sehen war, sind sie weggefahren. Alfred hatte alles beobachtet. Irgend jemand aus der Kneipe hat auch zugeschaut und einen Zettel mit der Autonummer an das parkende Auto geklebt, auf dem stand: „Der Arsch ist abgehauen.“ Alfred, der die Sache etwas anders sah, winkte zwei türkische Mädchen: „Holt mir ma' den Zettel her.“ Zu Weihnachten hat Gerlinde dem Alfred dann einen Teller mit Plätzchen gebracht.

Die Geschwindigkeit, mit der die Gegenwart im Verhältnis zur Vergangenheit vergeht, nennt man Zeit. Am Fenster vergeht die Zeit schnell-

er, weil man große Entfernungen zurücklegt und doch in den Grenzen der eigenen kleinen Welt bleibt. Am Fenster guckt man spazieren.

Wenn Alfred mal selber raus will, muss er einen Keil unter die Wohnungstür legen, damit er mit dem Rollstuhl durchkommt. „Da ist man ja schon kaputt, bevor man draußen ist“, sagt er und bleibt lieber gleich drin. Dort ist es sowieso am besten. Gerannt und bewegt hat er sich ja das ganze Leben lang. Mit elf musste er in Vaters Stall schon jeden Morgen um vier die Kühe melken. Später hat er, bis auf die zehn Jahre wo er Fernfahrer war, immer geschleppt, erst Mörtel und Steine als Hucker auf dem Bau und dann Klaviere und Geldschränke für eine Möbelspedition. „Mit eenmal hat ick keene Puste mehr“, sagt Alfred. „Det hat mich fertich jemacht.“

Mittags gibt's Rühreier mit Knacker. Früher, als Alfred noch dicker war, schnitt er sich danach ein halbes Pfund Marzipan und aß ein paar Schälchen von dem einrührbaren Aldi-Pudding mit Caramel-Geschmack. „Gesüßt“ stand da zwar drauf, aber Alfred machte immer noch 12 Löffelchen Zucker dazu und dann ganz dick Himbeersirup obendrauf. Diese „Diät-tante vom Urbankrankenhaus“ wollte ihm sagen, was er zu essen hatte. „Det kann ick uff'm Latschen pfeifen“, hat Alfred gesagt und ist gegangen. Bis vor einigen Jahren hat er im Monat manchmal 60 Flaschen Wodka „allegemacht“ und jede Menge Bier von den Kumpels nebenbei. „Am Fenster wird man oft verführt“, sagt Alfred, der jetzt nicht mehr trinkt.

Alles mögliche kommt bei Alfred durchs Fenster. Weil die Punks, die vorher in seiner Wohnung wohnten, immer durchs Fenster stürmten, ist das Zinkblech heute noch kaputt. Die Kinder schmeißen ihm Sand rein. Im Sommer kommen Eisbrecher, im Herbst das Laub und im Winter der Schnee. Und manchmal kommen Einbrecher.

Einmal, abends, im Sommer, als es ganz warm war, und Alfred den Tag im Plüschsessel ausklingen ließ, stand einer hinter ihm und drückte ihm ein langes Messer an die Kehle. Drei Wochen später kam wer vorbei und hielt ihm eine Polizeimarke vor.

„So'ne freche Sau, kommt mir auf die Doofe.“ Alfred hat nicht aufgemacht. „Die versuchen es mit allen Tricks.“ Vor drei Wochen schlenderten zwei Typen drüben vom Zigarettenladen auf ihn zu. „Kumpel, haste mal 'n Glas Wasser?“ haben sie gefragt. „Fragt drüben, Jungs“, hat er eiskalt gesagt. Alfred ist ja nicht blöd.

Das Fenster ist das Tor zur Welt. Und die Welt ist die Straße. Wenn man die Straße dazurechnet, ist das kleine Wohnzimmer ziemlich groß. Und zählt man das Leben auf der Straße dazu, ist das eigene schon fast erfüllt. Den ganzen Tag aus dem Fenster schaut nur, wer einsam ist, und damit die anderen es nicht merken, muss er dann böse tun. Es gibt viele Nachbarn, die kann Alfred gar nicht leiden. „Die Vier-Zentner-Sau, vier Treppen rauf zum Beispiel“, die wirft ihren Müll einfach aus dem Fenster, direkt vor Alfreds Küchenfenster. Neulich kam plötzlich diese Vier-Liter-Lenorflasche von oben. Alfreds Kumpel hat es fast erwischt.

Oder das Mädchen aus der 25. Die wäscht immer den Teppich auf dem Hof, „was verboten ist“, läuft doch alles in die Kanalisation. „Die kiekert immer rein, sitzt mit 'm Arsch uff de Motorhaube, die alte Kuh, und quatscht.“ Wenn sie zuviel quatscht, wie jetzt, schraubt Alfred das Radio hoch. Als er ihr 150 Watt durchs Fenster schickt, fliegt das Mädchen fast von der Haube. „Anders krieg ich se nich weg“, sagt er.

Die 12jährige von oben macht's ihm auch nicht immer leicht: „Da steht sie da, die vollgefressene Kuh, quatscht wie 'ne Henne und pisst sich die Hosen voll.“ Und außerdem klingelt sie immer bei ihm, weil sie nicht richtig lesen könne. „Wenn ick die schon sehe“, sagt Alfred und fuchelt mit seiner Krücke. „Wenn de noch mal klingeln tust, schlag ick dir det Ding uff die Pfoten“, hat er neulich gedroht. Und dann kam ein „frecher Brief“ vom Jugendamt: „Det ick Kinder belästige“, sagt Alfred. „Na, son'n Blödsinn.“

Bei „Jeserig“ schräg gegenüber, wo es früher Butter und Milch gab, schimmert seit der Wende jetzt Rosa Licht in Eingang. „Im Türkenpuff jibt's richtige Granaten“, sagt Alfred.

„Manchmal kicken die bloß im Schlüpfer raus. Da kriegt man direkt ne Gänsehaut.“ Er kann es ja auch nicht ändern, dass immer dann bei ihm die türkischen Jungs stehen und laut rübellern: „Bumsen, bumsen!“ Manchmal guckt der Zuhälter mit den beiden Pitbulls ziemlich böse zurück. „Der denkt bestimmt, ick hetze die Jungs auf.“ Dabei will Alfred doch bloß seine Ruhe.

„Alle 11 Tage ist Razzia im Puff“, sagt Alfred. Wegen der Thailänderinnen. Die dürfen doch immer nur ein Vierteljahr bleiben. Alfred sagt, das mache wenig Sinn, und sein Kontaktbereichsbeamter, der Walter, sage das auch. Vor drei Monaten hörte Alfred noch das Klacken, als der junge Türke seine Pistole entscherte und reinging. Zwei Minuten später gab's im Puff zwei Tote. Alfred weiß, wer geschossen hat. „Den kenn ick schon jahrelang“, sagt er. Der Krippo hat er gesagt „Und wenn ick ihn kenne, ick kenne ihn nicht.“ Alfred kennt die Gesetze im Kiez.

„Ick kiek immer jerne, wenn Ärzte kommen“, sagt Alfred. Vor einem Jahr gab's Ärger in der Pinte Ecke Wrangelstraße. „Ärger jibt's ja dort öfters“, behauptet Alfred, der immer die Polizeiwagen vorfahren sieht. Diesmal aber war's so heftig, dass sogar Alfreds Kumpel, der sonst hart in Nehmen ist, ziemlich schlecht wurde. „Die haben den so sauber aufgeschlitzt, dass gleich die Kartoffeln rauskam.“

Oder voriges Jahr bei Kaiser's, 30 Meter von Alfred entfernt. Die Vier sind an Alfreds Fenster vorbei geflüchtet. Vier „Jungsche Deutsche mit Baseballschlägern“ hatten was geklaut, und der Laden-Detektiv ist, obwohl ihn die Angestellten doch noch gewarnt hatten „mach's nicht“, den Dieben hinterher. „War ja quasi Selbstmord“, sagt Alfred: „Dem sein Gehirn ist gleich in'n Gulli jeloofen.“

Am Abend hat Alfred ein bisschen schlechte Laune. Die Batterien seines Rollstuhls sind leer, die Jalousie vom Fenster ist kaputt und die Heizung außer Betrieb. Seit mittags sind nur noch 11 Grad. Eineinhalb Zimmer steht im Mietvertrag. Aber Alfred hat nur eins. „Lumpenverwaltung“, schimpft er.

Alfred ist jetzt ausgezogen

nach Spandau, in eine behinderten-gerechte Wohnung. Die beiden Schuljungs sind ein bisschen traurig, weil sie keine Gummibärchen mehr bekommen, and Gerlindes Mann muss beim Ausparken jetzt wieder besonders aufpassen. Das Mädchen aus der 25 kann ihren Teppich jetzt waschen, wo sie will, und Frau Winterfeld muss nicht mehr den Bürgersteig wechseln. Gerlinde sagt: „Irgendwie gehörte er doch zur Straße.“ (Berliner Zeitung am Wochenende, 6./7. Januar 1996 zitiert nach Erich Straßner: „Journalistische Texte“ Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2000, 84-88)

3.2. Feature

Der Begriff „Feature“ (engl. = Gesichtszug, wesentlicher Zug, charakteristisches Merkmal) lässt sich nur schwer definieren, da es von jeder journalistischen Stilform etwas hat. Das Feature ist ein zunächst für den Hörfunk entwickeltes Format, das dem Infotainment zuzuordnen ist. Es vereint Elemente von Nachricht, Kommentar, Reportage und Interview. Seit den 70er Jahren gibt es das Feature auch als geschriebenes Wort. Bei ihm steht ein Thema im Mittelpunkt. Das Feature ist eine Darstellungsform zur Beschreibung der komplexen Gesellschaft. Die Aufbereitung ist subjektiv-analytisch, häufig dokumentarisch. Es dient der Inhaltsvermittlung, soll möglichst konkret, alltagsnah und damit für den Leser leicht aufnehmbar sein. Die dargebotenen Informationen haben einen unmittelbaren Nutzwert, liefern Wissen und Argumente für den Alltagsdialog sowie wissenschaftliche Auseinandersetzungen. Das Feature wird oft als „Bunter Bruder der Reportage“ bezeichnet, geht aber mehr in die Tiefe als die Reportage, da es ein Wechselspiel zwischen Geschehen, geschichtlichem Abriss, Zahlen, Daten, Fakten, und Zitaten bietet. Der Stil des Features ist – anders als der darstellend beschreibende Stil der Reportage – eher essayistisch und diskutierend. Es ist ein Meinungsstreiflicht, das stärker als die Reportage Abstraktes in Alltagserfahrung umsetzt. Gegenüber dem Bericht kann man das Feature durch seinen atmosphärisch beschreibenden Charakter abgrenzen. Features finden sich vor allem in Nachrichten- und Zeitgeistmagazinen.

Die wichtigsten Charakteristika des Features sind:

- Darstellung des Hintergrundes, auf einer Ebene, die die reine Sachinformation verlässt,
- Das Thema des Features ist beliebig und somit nicht an einen aktuellen Anlass gebunden,
- Das Feature beschreibt Allgemeingültiges in farbiger, feuilletonistischer Sprache.

Beispiel

Tanz den Imam

Zwei Drittel der Iraner sind unter 25 – und ein Problem für die Mullahs: Die Jugend probt den Aufstand
Von Sylke Tempel

Mehdi liebt sein Land. Deshalb hasst er die Mullahs. „Wir hatten einmal eine wunderbare Kultur, auf die wir stolz sein konnten“, sagt der 18-jährige Teheraner, „nun gelten wir als Terroristen. Die Welt schließt sich immer mehr zusammen – nur wir leben isoliert“. Mehdi wurde 1980, ein Jahr nach der islamischen Revolution, geboren. Seit er denken kann, musste er in der Schule Aufsätze über „Das Leben des Propheten“ oder das Schnüffel-Thema „Was ich glaube“ schreiben. Diese Frage, meint er, könnte er einfach beantworten, wenn er dürfte: „Nichts, was uns die Mullahs erzählen.“

In Teheran, dieser quirligen 15-Millionen-Metropole, wo die Straßen von morgens früh bis spät in die Nacht mit Mopeds, Farsi-Trabis heimischer Produktion und uralten Import-Chevrolets verstopft sind, führt sich der Gottesstaat täglich selbst ad absurdum. Denn seit die Mullahs vor 20 Jahren zur Gebärfreudigkeit aufriefen, um Kanonenfutter für den iranisch-irakischen Krieg zu produzieren, hat sich die Bevölkerung verdreifacht. Heute sind zwei Drittel der Iraner unter 25. Und den regierenden schiitischen Fundamentalisten entgleitet zunehmend die Kontrolle, über die Hauptstadt, über das Verkehrschaos, über ihr jugendliches Volk.

Mehdi und seine Altersgenossen hätten laut Ex-Staatspräsident Ali Akbar Rafsanjani die Generation der „Rächer“ werden sollen. Stattdessen

entwickeln sich die jungen Iraner zur Nemesis der Islamisten. Sie sollten die Segnungen eines gottesfürchtigen Lebens schätzen; in Wirklichkeit haben sie gelernt, Korruption und Bigotterie des Regimes zu verachten.

„Wann immer meine Kinder ausgehen“, erzählt die 49-jährige Farideh, Gattin eines Unternehmers, „gebe ich ihnen einige Tausend Tuman Bestechungsgeld für die Pasdaran, unsere Sittenwächter.“

Das Tragen von Nagellack oder Lippenstift, vor wenigen Jahren noch mit Prügel oder gar dem Abschneiden der Lippen bestraft, kostet inzwischen nur noch 1000 Tuman Strafe, etwa 5 Mark. Partys werden nicht mehr gestört, weil die Tugendwächter sich oft mit (streng verbotenen) Alkohol milde stimmen lassen. Und wenn doch einmal ein Fest „ausgehoben“ wird, die Beteiligten wegen „unislamischen Verhaltens“ aufs nächste Polizeirevier verschleppt und ausgepeitscht werden, dann zeigen die Jugendlichen einander ihre Narben wie wertvolle Auszeichnungen.

„Wir, die Intellektuellen der Opposition, haben für hohe Ideale gekämpft und dafür während der Revolution einen bitteren Preis bezahlt“, sagt die Schriftstellerin Farzaneh Taheri. „Die Jungen haben keine Angst mehr. Sie zeigen uns, wie es geht.“ Das System phantasievoll mit den eigenen Mitteln schlagen, heißt die heimliche Parole. „Wir sollen keine Mädchen treffen“, erzählt der 21-jährige Hassan, „also nutzen wir die islamischen Feste als Kontaktbörse.“ Zum Beispiel den Gedenktag an den im Jahr 680 ermordeten Nachfolger Mohammeds, Imam Hossein, der mit öffentlichen Geißelungszügen begangen wird. Im vergangenen Jahr beteiligten sich auch brav in den Tschador gehüllte Mädchen, die sich inbrünstig an die Brust schlügen. Nur murmelten sie dabei nicht Gebete, sondern rasselten für die männlichen Zuschauer ihre Telefonnummern herunter. In diesem Jahr geriet der Gedenktag an manchen Orten zur Riesenparty. In Teherans Trabantenstadt Ekbadan versammelten sich Tausende von Jugendlichen, die laute Musik spielten und Kerzen zu Ehren Hosseins anzündeten, nur um sie sich neckisch gegenseitig wieder auszublase. Dass Ekbadan eine Hochburg der „Basudschis“ ist, eines paramilitäri-

schen Verbandes von Veteranen des iranisch-irakischen Krieges, störte niemanden. Als die Gottesfürchtigen gegen Mitternacht den Strom abdrehen wollten, skandierten die Teenager: „Lasst uns weiter um unseren Imam Hossein weinen“ – und feierten ausgelassen weiter.

Was als hedonistisches Aufbegehren gegen die Doppelmoral der Mullahs begann, gewinnt zunehmend politische Bedeutung. „Freiheit“, „Unabhängigkeit“, „Gesetz“ und „zivile Gesellschaft“ sind viel und offen diskutierte Schlagworte, seit Mohammed Khatami im Frühjahr 1997 mit den Stimmen der Jugendlichen und Frauen zum Präsidenten gewählt wurde. Und Khatami weiß um seine Aufgabe. „Meinungen kann man nicht verbieten“, verkündete er kürzlich in einer frenetisch bejubelten Rede vor Studenten der Teheraner Universität. „Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden“, zitierte er gar Rosa Luxemburg.

Das sind die beständigen Überraschungen im Iran, die Zeichen unlösbarer Widersprüche eines Regimes, das seinem Volk kein eigenes nationales Ziel mehr anzubieten hat. Frauen sind per Gesetz Bürger zweiter Klasse, junge Mädchen ab neun Jahren heirats- und straffähig, aber erst ab 18 Jahren wahlberechtigt. Eine Frau, die ins Ausland reisen will, braucht selbst als Erwachsene die Zustimmung des Vaters, Ehemanns oder Bruders. Jetzt wurde, ausgerechnet von einer weiblichen Abgeordneten, ein neuer Gesetzentwurf eingebracht, der die getrennte medizinische Behandlung von Frauen und Männern vorsieht. Gleichzeitig aber schwemmte die beständige wirtschaftliche Krise immer mehr und mehr selbstbewusstere Frauen ins Arbeitsleben. Schriftsteller werden bei Unbotmäßigkeit gnadenlos verfolgt. Aber in den Buchhandlungen liegt neben Dostojewski oder Sartre auch George Orwell's „1984“ aus, das mittlerweile zum Bestseller in der 15. Auflage avanciert ist. „Die Dummköpfe merken nicht, dass das Buch nicht nur von Kommunisten handelt“, kommentiert jemand mein Erstaunen. „Schmutzige Kerle, die sich nur zu Olympischen Spielen die Zähne putzen“ nannte noch vor kurzem ein junges Mädchen im Radio die Mullahs.

Noch finden diese Auseinan-

dersetzungen innerhalb der vom System gesteckten Grenzen statt. Niemand würde es bislang offen wagen, für die Abschaffung des höchsten Amtes der islamischen Republik zu plädieren, die von Hardliner Ali Khamenei besetzte Position des religiösen Führers. Und so doktern die wesentlichen Oppositionsgruppen noch an ihrer Strategie herum. Die einen, wie der Führer der „Freiheitsbewegung“, Ibrahim Yazdi, wollen nur einklagen, was in der Verfassung steht: Etwas Pressefreiheit und die Zulassung von Parteien. Für andere, wie die prominente Rechtsanwältin Shirin Ebadi, ist die Mullahkratie eine „missbrauchte Form des Islams“. Sie möchte den Islam den Gegebenheiten der Moderne anpassen.

Für die Jugendlichen könnten solch theoretische Diskussionen schon zu spät kommen. „Wenn uns die Mullahs weiter nichts als Lüge und Korruption zu bieten haben, dann kann uns die ganze Religion gestohlen bleiben“, sagt Mehdi trotzig. Ob Präsident Khatami noch gegensteuern kann, bevor ein Teil der Jugendlichen ganz vom Glauben abfällt, ist ungewiss.

„Khatami ist sehr sexy“, findet Mansur, 20-jähriger Student des Ingenieurwesens. „Aber Mullah bleibt Mullah. Und ich möchte eines Tages Brücken für Menschen bauen, nicht für Gott. Ohne die Mullahs vorher schmieren zu müssen.“ Leben sei doch ein Wert an sich, fügt der 19-jährige Navid hinzu. Er hat jedenfalls keine Lust, sich für Ideologie oder Religion aufzuopfern. „Wir wollen Freiheit, Offenheit für die Welt, ohne Kolonie des Westens zu werden“, sagt er. „Reformen, aber keine Revolution, die nach so viel Blutvergießen keiner mehr verkraften könnte.“ Sollte ihre Revolte der kleinen Schritte vom Regime mit noch härterer Repression beantwortet werden, dann würden junge Iraner wie Navid schweren Herzens auswandern. Am liebsten „in ein Land, das unserem ähnlich ist“. „Na dann“, kommentiert sein Freund Mansur, dem eher Florida als Exilort vorschwebt, spöttisch: „geh doch nach Afghanistan.“ (Die Woche, 19. Juni 1988 zitiert nach Erich Straßner: „Journalistische Texte“ Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2000, 55-57.)